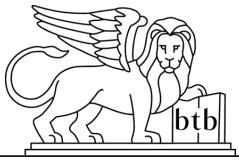


Aus Freude am Lesen

Rina Lazarus und ihr Mann Peter Decker vom LAPD haben Zuwachs bekommen: Seit ein paar Monaten haben sie Gabriel, einen fünfzehnjährigen Jungen mit schwieriger Vergangenheit, bei sich aufgenommen. Sie haben sich gerade an ihre neue Rolle als Pflegeeltern gewöhnt, als Peter mit einem besonders verstörenden Fall konfrontiert wird. Zwei Schüler einer renommierten Privatschule haben sich innerhalb kurzer Zeit umgebracht – ein Zufall? Bei seinen Ermittlungen stößt er auf eine Clique reicher Teenager, die auf dem Campus aus Langeweile die anderen Schüler schikanieren. Und Peter und Rina wird allmählich bewusst, dass sie eigentlich viel zu wenig über Gabriel wissen …

Bevor Faye Kellerman als Schriftstellerin mit ihren Kriminalromanen international und auch in Deutschland riesige Erfolge feierte, war sie Zahnärztin mit einer besonderen Liebe zur Musik. Sie lebt zusammen mit ihren Kindern und ihrem Mann, dem Psychologen und Bestsellerautor Jonathan Kellerman, in Los Angeles.

Faye Kellerman

Teuflische Freunde

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Frauke Brodd

btb

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel *Gun Games* bei William Morrow, New York.

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Lux Cream*
liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage
Deutsche Erstveröffentlichung März 2013
Copyright © 2012 by Plot Line, Inc.
Published by arrangement with William Morrow,
an imprint of HarperCollins Publishers, LLC.
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013 bei btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: © semper smile, München
Umschlagmotiv: © plainpicture / Stockwerk / Birgit Klemt
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
MI · Herstellung: sc
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-74518-0

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/btbverlag
Besuchen Sie unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de!

Für Jonathan

1

Was da durch die Tür kam, verhieß nichts Gutes. Sie nahmen direkt Kurs auf ihn, zu fünft – drei Kerle, zwei Mädchen –, und alle sahen einige Jahre älter aus als er, gingen aber wahrscheinlich noch auf die Highschool. Die Jungs waren trainiert, nahmen jedoch eher keine Steroide, was bedeutete, dass er es einzeln mit ihnen aufnehmen konnte. Im Dreierpack hatte er gegen sie null Chancen. Außerdem suchte Gabe keinen Streit. Bei seinem letzten Kampf war seine Hand schwer verletzt worden, zumindest vorübergehend. Er hatte Glück gehabt. Vielleicht hätte er heute noch mal Glück. Wenn nicht, musste er sich klug verhalten.

Er schob seine Brille zurecht und verschanzte sich hinter seinem Buch, bis die Gruppe ihn aufs Korn nahm. Selbst dann blickte er noch nicht zu ihnen auf. Ihm würde nichts passieren, mitten in einem Starbucks … seine Gedanken rasten hin und her, während er die aufgeschlagene Seite vor ihm anstarrte.

»Du hockst auf meinem Platz«, sagte einer der Jungs.

Sein Dad hatte ihm eingebläut, sich im Falle eines Angriffs immer an den Anführer zu halten. Denn war der Anführer erst mal erledigt, fielen die anderen um wie Dominosteine. Gabe zählte bis fünf, bevor er aufblickte. Der Kerl, der ihn angesprochen hatte, war der größte von den Typen.

»Entschuldigung?«, sagte Gabe.

»Ich sagte, du hockst auf meinem Platz.« Und als wolle

er seine Meinung noch etwas deutlicher machen, öffnete er seine Jacke und gönnte Gabe fünf Sekunden lang freien Blick auf die im Hosenbund steckende Waffe – absolut der ungünstigste Aufbewahrungsort für eine ungesicherte Pistole. Es gab auf der ganzen weiten Welt nur zwei Menschen, von denen sich Gabe verscheißern ließ, und keiner der beiden stand vor ihm. Hier nachzugeben wäre ein grober Fehler. Glücklicherweise hatte der Blödmann ihm eine Brücke gebaut.

Gabe hielt einen Zeigefinger in die Höhe: »Was dagegen?« Langsam und vorsichtig schob er mit seinem Finger die Jacke des Jungen zur Seite und ließ seinen Blick auf der Waffe ruhen. »Eine Beretta 92FS mit extra angefertigtem Griff.« Eine Pause. »Süß.« Er ließ die Jacke los. »Du weißt ja vermutlich, dass die Firma gerade ein weiterentwickeltes Modell rausgebracht hat – 96A oder so ähnlich. Beruht auf der 92er-Serie, hat aber ein längeres Magazin.«

Gabe stand auf. Im direkten Vergleich war er ein paar Zentimeter größer als der Schaumschläger mit Waffe, aber er wollte auf dem Größenunterschied lieber nicht herumreiten. Also trat er einen Schritt zurück und verschaffte ihnen beiden ein bisschen Freiraum.

»Ich mag die für Zielscheiben … die 87 Cheetah .22LR. Erstens ist die super zuverlässig und zweitens für Rechts- und Linkshänder geeignet. Ich bin Rechtshänder, habe aber eine echt gute Linke. Man weiß ja nie, welche Hand gerade gebraucht wird.«

Sie waren gefangen in einem Anstarr-Wettbewerb, wobei Gabe sich auf den Kerl mit der Waffe konzentrierte. Was ihn betraf, existierten die vier anderen gar nicht. Dann machte Gabe unerwartet und leichtfüßig einen Schritt zur Seite und präsentierte mit einer großmütigen Handbewegung seinen Platz. »Fühl dich wie zu Hause.«

Ein paar Sekunden vergingen, in denen jeder auf ein Zwinkern seines Gegenübers wartete.

Schließlich sagte der Typ zu Gabe: »Setz dich.«

»Nach dir.«

Die beiden beäugten sich und setzten sich dann gleichzeitig hin, der Typ auf den Lederstuhl, der vorher Gabes Platz gewesen war. Gabe hatte den Typ immer noch im Visier und sah nicht einen Moment lang weg. Er war knapp eins achtzig groß, achtzig Kilo schwer, breitschultrig und hatte kräftige Arme. Die Haare waren braun und reichten bis über die Ohren, er hatte blaue Augen und ein kräftiges Kinn. Unter seiner Lederjacke trug er ein graues T-Shirt, dazu schwarze, eng sitzende Jeans. Er sah gut aus und hatte wahrscheinlich ein ganzes Aufgebot an Bewunderern.

»Woher kennst du dich mit Waffen aus?«, wollte der Typ wissen.

Gabe zuckte mit den Achseln. »Mein Dad.«

»Was macht der?«

»Mein Vater?« Gabe verzog das Gesicht zu einem Grinsen. »Äh … also eigentlich ist er Zuhälter.« Die erwartete Pause. »Ihm gehören Bordelle in Nevada.«

Der Typ starrte ihn mit neugewonnenem Respekt an. »Cool.«

»Klingt viel cooler, als es ist«, sagte Gabe. »Mein Dad ist ein fieser Hund – ein richtig mieses Arschloch. Dazu gehören ihm noch jede Menge Waffen, und er weiß ganz genau, wie man jede einzelne bedienen muss. Wir vertragen uns, weil ich ihm nicht in die Quere komme. Und wir wohnen auch nicht mehr zusammen.«

»Bist du bei deiner Mom?«

»Näh, die lebt irgendwo in Indien. Ist mit ihrem Lover abgehauen und hat mich bei wildfremden Leuten abgeladen –«

»Willst du mich verarschen?«

»Ich *wünschte*, es wäre Verarsche.« Gabe lachte. »Das letzte Jahr war der totale Alptraum.« Er rieb sich die Hände. »Aber letztlich ist es ganz okay so. Mir gefällt's da, wo ich bin. Mein Pflegevater ist Lieutenant bei der Polizei. Man sollte denken, er wär ein total sturer Bock, aber im Vergleich zu meinem richtigen Vater ist er ein Heiliger.« Gabe blickte auf seine Uhr. Es war fast sechs Uhr abends, und bald wäre es dunkel. »Ich muss los.« Er stand auf, genau wie der Typ.

»Wie heißt du?«

»Chris«, log Gabriel. »Und du?«

»Dylan.« Sie tauschten einen Fauststoß aus. »Auf welcher Schule bist du?«

»Heimunterricht«, sagte Gabe. »Und fast durch damit, Gott sei Dank. Hey, war nett, dich kennenzulernen, Dylan. Vielleicht treffen wir uns ja mal am Schießstand.«

Er drehte der Gruppe den Rücken zu und ging gemächlich Richtung Tür. Es kostete ihn enorm viel Kraft, sich nicht umzudrehen.

Kaum war er aus der Tür, rannte er los wie ein Verrückter.

Rina arrangierte gerade Rosen in einer Vase, als der Junge nach Hause kam, rot angelaufen und keuchend. »Ist alles in Ordnung bei dir?«

»Bin nur aus der Übung.« Gabe versuchte, seine Atmung in den Griff zu kriegen. Er versuchte, seine provisorische Mutter anzulächeln, wirkte dabei aber vermutlich nicht besonders überzeugend. Ihm war klar, dass Rina ihn scharf beobachtete, aus ihren blauen Augen, die sich auf sein Gesicht konzentrierten. Sie trug einen pinkfarbenen Pulli, der genau zu den Rosen passte. Gabes Gehirn lief heiß auf der Suche nach einem Smalltalk-Thema. »Die sind hübsch. Aus dem Garten?«

»Von Trader Joe's. Die Rosen im Garten werden erst in ein paar Monaten blühen.« Sie betrachtete ihr Mündel und sah,

wie seine smaragdgrünen Augen hinter den Brillengläsern hin und her zuckten. Irgendwas stimmte ganz und gar nicht. »Warum bist du so gerannt?«

»Will wieder fit werden«, sagte Gabe. »Ich muss mich echt ranhalten, um meine Kondition zu verbessern.«

»Meiner Meinung nach hat jemand, der sechs Stunden am Tag übt, eine ziemlich gute Kondition.«

»Sag das mal meinem klopfenden Herzen.«

»Setz dich, ich hole dir etwas zu trinken.«

»Ich geh selbst.« Gabe verschwand in der Küche und kam mit einer Flasche Wasser wieder zurück. Rina sah ihn immer noch komisch an. Um sie abzulenken, schnappte er sich die Zeitung vom Esszimmertisch. Auf der Titelseite prangte das Foto eines Jungen, und die Bildunterschrift verkündete, dass der fünfzehnjährige Gregory Hesse durch eine Kugel in den Kopf Selbstmord begangen hatte. Er hatte ein rundes Gesicht und Kulleraugen und sah viel jünger aus als fünfzehn. Gabe begann den Artikel richtig zu lesen.

»Traurig, nicht wahr?« Rina blickte ihm über die Schulter. »Man fragt sich, was um Himmels willen so schlimm war, dass dieser arme Junge das Ganze beenden wollte?«

Für Verzweiflung gab es jede Menge Gründe. Im letzten Jahr hatte er sie alle durchlebt. »Manchmal ist das Leben eben hart.«

Rina nahm ihm die Zeitung weg, drehte ihn zu sich herum und sah ihm todernst in die Augen. »Du wirktest total durcheinander.«

»Mir geht's gut.« Er brachte ein Lächeln zustande. »Wirklich.«

»Was ist passiert? Hat sich dein Dad bei dir gemeldet oder etwas in der Art?«

»Nein, zwischen uns läuft's cool.« Als Rina ihn skeptisch ansah, betonte er: »Ehrlich. Seit Paris habe ich nicht mehr mit

ihm gesprochen. Nur ein paar SMS. Er fragt mich, wie's mir geht, und ich sag ihm, mir geht's gut. Wir kommen miteinander aus. Ich glaub, er mag mich viel mehr, jetzt, wo Mom nicht mehr im Rennen ist.«

Er trank gierig aus der Wasserflasche und sah Rina nicht an.

»Hab ich dir erzählt, dass meine Mom mir vor einer Woche eine Instant Message geschickt hat?«

»Nein … hast du nicht.«

»Hab ich wohl vergessen.«

»Ah, ja.«

»War nichts Besonderes, echt. Ich hätte fast nicht darauf reagiert, weil ich den Benutzernamen, mit dem sie online war, nicht kannte.«

»Geht es ihr gut?«

»Scheint so.« Ein Achselzucken. »Sie hat gefragt, wie's mir geht.« Hinter den Brillengläsern starrten seine Augen gedankenverloren in die Ferne. »Ich hab ihr gesagt, mir geht's gut … dass alles cool läuft. Dann hab ich mich abgemeldet.« Noch ein Achselzucken. »Mir war irgendwie nicht nach Plaudern. Ehrlich gesagt, wär's mir lieber, sie würde keinen Kontakt zu mir aufnehmen. Ist das grausam?«

»Nein, das ist verständlich.« Rina seufzte. »Es wird einen großen Brückenschlag brauchen, bevor du wieder ein bisschen Vertrauen hast.«

»Das wird nicht passieren. Ich hab nichts gegen sie, das nicht. Ich wünsch ihr alles Gute, aber ich will einfach nicht mit ihr reden.«

»Das ist total in Ordnung, aber versuche, ihr gegenüber offen zu sein. Wenn sie dich kontaktiert, schenkst du ihr vielleicht ein paar Sekunden mehr von deiner Zeit. Nicht um ihretwillen, sondern für dich selbst.«

»*Wenn* sie mich noch mal kontaktiert.«

»Das wird sie, Gabe, und das weißt du genau.«

»Ich weiß gar nichts. Garantiert ist sie voll mit dem Baby beschäftigt.«

»Ein Kind ist kein Ersatz für ein anderes –«

»Danke für deine warmen Worte, Rina, aber es ist mir wirklich egal. Ich denke kaum an sie.« Natürlich tat er das die ganze Zeit. »Das Baby braucht sie viel mehr als ich.« Er lächelte und tätschelte ihren Kopf. »Außerdem hab ich einen ziemlich guten Ersatz direkt vor meiner Nase.«

»Deine Mom ist immer noch deine Mom. Und eines Tages wirst du das auch so sehen. Trotzdem herzlichen Dank für deine warmen Worte.«

Gabe widmete sich wieder der Zeitung. »Wahnsinn, der Junge war hier aus der Gegend.«

»Ja.«

»Kennst du die Familie?«

»Nein.«

»Also … ermittelt denn der Lieutenant jetzt in diesem Fall?«

»Nur falls die Gerichtsmedizin Zweifel hat, ob es tatsächlich Selbstmord war.«

»Woher weiß der Gerichtsmediziner das?«

»Keine Ahnung, Gabe. Das kannst du Peter fragen, wenn er nach Hause kommt.«

»Wann kommt er nach Hause?«

»Irgendwann zwischen jetzt und Morgendämmerung. Hast du Lust, heute Abend im Deli zu essen?«

Gabes Augen blitzten auf. »Darf ich fahren?«

»Ja, darfst du. Und wenn wir da sind, nehmen wir für den Loo ein Sandwich mit. Wenn ich ihm nichts vorbeibringe, vergisst er nämlich zu essen.«

Gabe legte die Zeitung weg. »Kann ich vorher noch duschen? Ich bin ein bisschen verschwitzt.«

Gabe ahnte sehr wohl, dass Rina ihn immer noch genau musterte. Anders als sein Vater war er kein ausgebuffter Lüg-

ner. »Du machst dir zu viele Sorgen«, sagte er, »mir geht's gut.«

»Ich glaube dir.« Rina wuschelte durch sein verschwitztes Haar. »Los, ab ins Bad. Es ist fast sieben, und ich sterbe vor Hunger.«

»Bin schon unterwegs.« Gabe musste lächeln. Er hatte gerade einen der Lieblingssprüche des Loo benutzt. Seit fast einem Jahr lebte er nun bei den Deckers, und ein paar Sachen hatten sich auf ihn übertragen. Dann bemerkte er seinen Hunger. Es hatte nur etwas gedauert, bis sein Bauch wieder zur Ruhe gekommen war und sein Gehirn die Nachricht erhielt, dass er seit dem Frühstück nichts mehr gegessen hatte.

Normalerweise litt er nicht an einem nervösen Magen. Aber Waffen lösten in seinem Verdauungstrakt die seltsamsten Reaktionen aus.

Ganz anders als bei seinem Dad.

Chris Donatti war noch nie einer Schusswaffe begegnet, die ihm nicht gefiel.

2

Seit der Hammerling-Fall in der Fernsehsendung *Fugitive* gesendet worden war, hatte Decker viele Anrufe erhalten, die meisten möglichen Spuren endeten jedoch in einer Sackgasse. Trotzdem hatte er es sich zur Angewohnheit gemacht, jeden einzelnen Hinweis gründlich zu überprüfen, egal, wie hirnverbrannt der Tipp auch klang. Ein Serienmörder war auf freiem Fuß, und so etwas wie eine halbherzige Ermittlung gab es nicht. Dem aktuellen Hinweis nach war Hammerling in der Wüste New Mexicos gesehen worden, in einem winzigen Kaff irgendwo zwischen Roswell (berühmt für seine außerirdischen Phänomene) und Carlsbad (berühmt für seine unterirdischen Höhlensysteme). Mitten im Nichts war schon immer ein super Versteck gewesen. Und dazu lag diese Gegend noch auf direktem Weg zu Mexikos Ciudad Juarez, wo nach einigen Schätzungen in den letzten zehn Jahren mehr als zwanzigtausend Morde begangen worden sind. Der größte Teil der Toten war in den barbarischen Drogenkrieg verwickelt. Aber es gab auch viele junge weibliche Opfer, wahrscheinlich circa fünftausend, die man die *feminicidios* nannte. Die meisten von ihnen waren zwischen zwölf und fünfundzwanzig Jahre alt, und zwischen ihnen gab es keinerlei Verbindungen. Der Hang der Mexikaner zu gewalttätigen Auseinandersetzungen böte jemandem wie Garth Hammerling eine gute Deckung, wenn er um seine eigene Ermordung herumkäme.

Decker fuhr sich mit den Fingern durch seinen dicken Haarschopf, in dem zwischen all dem Grau und Weiß noch einige hellrote Strähnchen aufblitzten. Hannah fand, die Farbkleckse sähen ziemlich punkig aus. Bei dem Gedanken an seine jüngste Tochter lächelte er. Sie war für ein Jahr nach Israel gegangen und würde danach am Barnard College studieren. Das Alter seiner Kinder reichte von Mitte dreißig bis achtzehn, und nichtsdestotrotz musste er noch auf die Erfahrung eines leeren Nestes warten, dank eines schwer zerrütteten Paares, das bereitwillig seine und Rinas Hilfe für die Erziehung des einzigen Sohnes in Anspruch nahm. Gabriel war zwar ein guter Junge und keine Last – aber er war nun mal da.

Zurzeit brachte Rina dem Fünfzehnjährigen das Autofahren bei.

Ich dachte, das hätte ich längst hinter mir, hatte sie ihm gesagt. *Aber Gott lacht über die Pläne des Menschen.*

Eine gute Nachricht war hingegen, dass seine Enkel Aaron und Akiva, von seiner ältesten Tochter Cindy, bereits drei Monate alt waren. Sie waren drei Wochen zu früh auf die Welt gekommen, 2636 Gramm und 2749 Gramm schwer. Gegen Ende ihrer Schwangerschaft hatte Cindy gute siebenundzwanzig Kilo Babygewicht mit sich herumgeschleppt. Aber sportlich wie sie war, mit einem täglichen Übungsplan, war sie die Pfunde losgeworden, hatte sogar darüber hinaus abgenommen. Im Moment war sie im Mutterschaftsurlaub von ihrer Stelle als frisch gebackene Kommissarin auf dem Revier in Hollywood. Sie wollte wieder arbeiten, sobald sie die richtige Nanny gefunden hätte. Bis dahin sprangen Rina und seine Ex-Frau Jan bereitwillig als Ersatznannys ein. Die Babys machten viel mehr Arbeit als Gabe.

Decker strich durch seinen Schnurrbart, während er über den Anruf nachdachte.

Der Tipp war von der Staatspolizei New Mexicos gekommen. Man hatte Garth Hammerling nun schon zum vierten Mal in New Mexico gesehen, und Decker begann langsam zu glauben, dass an der Sache etwas dran sein könnte. Er wählte die 505-Vorwahl, und nach einigen Warteschleifen und Durchstellungen war er verbunden mit dem CIS – der Criminal Investigative Section – der Division 4. Der Beamte, der die weiteren Ermittlungen zu dem Hinweis leiten sollte, hieß Romulus Poe.

»Ich kenne den Kerl, der in der Fernsehsendung angerufen hat«, berichtete Poe. »Er besitzt ein Motel in Indian Springs, knapp fünfundsechzig Kilometer südlich von Rockwell. Der Mann ist quasi ein Urgestein aus der Gegend. Er sieht und hört Dinge, die uns gewöhnlichen Sterblichen versagt bleiben. Was aber nicht bedeutet, dass er total gaga wäre. Ich bin jetzt schon zwölf Jahre hier draußen, und davor war ich zehn Jahre in Las Vegas, Metropolitan Police Department, Tötungsdelikte. Ich habe wirklich genug Freaks kennengelernt. Die Wüste ist kein Platz für Zartbesaitete.«

»Wie heißt der Mann?«, fragte Decker.

»Elmo Turret.«

»Und was hat er zu erzählen?«

»Er behauptet, er hätte einen Kerl gesehen, der dem auf dem Foto ähnelt, das sie im Fernsehen gezeigt haben. Elmo meint, es sei ein paar Tage her, beim Zelten, ungefähr fünfzehn Kilometer südlich von seinem Motel. Wissen Sie, ich stecke gerade mitten in einer Drogen-Razzia. Den Nachmittag habe ich damit verbracht, ungefähr einen ganzen Morgen ausgewachsener MJ-Pflanzen auszureißen, und ich meine hier nicht Michael Jordan. Sobald ich mit der Vernehmung der dämlichen Tölpel, denen das Land gehört, fertig bin, schwinge ich mich mal auf mein Bike und schau da vorbei.«

»Rufen Sie mich auf jeden Fall an. Wissen Sie, das ist bereits

der vierte Hinweis auf Hammerling, den ich aus New Mexico erhalten habe.«

»Wundert mich nicht. Waren Sie schon mal hier?«

»Nur in Santa Fe.«

»Das ist eine ganz andere Ecke – größtenteils zivilisiert. Bei uns dagegen … tja, was soll ich sagen? Der Wilde Westen lebe hoch.«

Der Papierkram beanspruchte auch eine Stunde, und gegen halb acht Uhr abends war Decker gerade dabei, Schluss zu machen, als seine Lieblingskollegin, Sergeant Marge Dunn, an den Rahmen seiner offenen Tür klopfte. Marge war ungefähr eins achtundsiebzig groß, breitschultrig und stramm trainiert. Sie trug den typischen Winter-in-Los-Angeles-Stil: eine braune Baumwollhose und einen hellbraunen Kaschmirpullover. Ihre blonden Haare – die mit den Jahren immer blonder wurden – waren zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden.

»Setz dich«, lud Decker sie ein.

»Bei mir ist eine Frau gelandet, die mit dir reden will«, sagte Marge. »Eigentlich wollte sie zu Captain Strapp, aber da er schon weg war, meinte sie, gibt sie sich auch mit dem nächsten Dienstgrad zufrieden.«

»Wer ist sie?«

»Ihr Name ist Wendy Hesse, und sie sagte mir, die Angelegenheit sei persönlicher Natur. Anstatt mich aufzuplustern, hielt ich es für angebrachter, sie direkt zu dir zu schicken.«

Decker schielte auf seine Uhr. »Klar, bring sie rein, während ich mir nur schnell einen Kaffee hole.«

Als er zurückkam, hatte Marge die geheimnisvolle Frau bereits in sein Büro gesetzt. Ihr Teint hatte eine ungesunde wächserne Farbe, und ihre blauen Augen, auch wenn sie gerade trocken waren, hatten viele Tränen vergossen. Ihre Haare trug sie in einem akkuraten Topfschnitt – dunkelbraun mit weißem

Ansatz. Sie war eine vierschrötige Frau und schien Ende vierzig zu sein. Ihre Kleidung bestand aus einer schwarzen Hose, schwarzem Pulli und Turnschuhen.

»Lieutenant Decker«, sagte Marge, »darf ich vorstellen, Mrs. Hesse.«

Er stellte seinen Kaffeebecher auf seinem Schreibtisch ab. »Möchten Sie etwas zu trinken?«

Die Frau blickte in ihren Schoß, schüttelte den Kopf und murmelte kurz vor sich hin.

»Entschuldigung, wie bitte?«, fragte Decker.

Sie riss den Kopf nach oben. »Nein … danke.«

»Was kann ich für Sie tun?«

Wendy Hesse sah Marge an, die das Wort ergriff. »Vielleicht hole ich uns einfach einen Kaffee. Möchten Sie ganz sicher kein Glas Wasser, Mrs. Hesse?«

Die Frau lehnte das zweite Angebot ab. Nachdem Marge gegangen war, begann Decker erneut: »Was kann ich für Sie tun, Mrs. Hesse?«

»Ich muss unbedingt mit der Polizei sprechen.« Sie faltete ihre Hände und blickte wieder in ihren Schoß. »Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll.«

»Erzählen Sie uns einfach, was Sie auf dem Herzen haben«, ermunterte Decker sie.

»Mein Sohn …« Ihre Augen wurden feucht. »Sie sagen … dass er Selbstmord begangen hat. Aber ich glaube das nicht.«

Für Decker ergab sich jetzt ein anderes Bild. »Sie sind die Mutter von Gregory Hesse.«

Sie nickte, während ihr die Tränen über die Wangen liefen.

»Es tut mir so leid, Mrs. Hesse.« Er reichte ihr ein Taschentuch. »Ich kann überhaupt nicht ermessen, wie Sie sich gerade fühlen.« Als sie ohne Punkt und Komma losschluchzte, stand Decker auf und legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Ich hole Ihnen erst mal ein Glas Wasser.«

Sie nickte. »Vielleicht ist das eine gute … Idee.«

Decker erwischte Marge beim Kaffeekochen. »Die Frau ist Gregory Hesses Mom – der Teenager aus der Zeitung, der Selbstmord begangen hat.« Marge bekam große Augen. »War einer vom Morddezernat gestern am Tatort?«

»Ich war im Gericht.« Sie dachte kurz nach. »Oliver war da.«

»Hat er dir etwas darüber erzählt?«

»Nicht wirklich. Es hat ihn deprimiert, das konnte man seinem Gesicht ansehen. Aber er hat nichts davon gesagt, dass der Todesfall verdächtig wirkte.«

Decker füllte einen mit Wachs beschichteten Pappbecher mit Wasser. »Mrs. Hesse hat ihre Zweifel, ob es Selbstmord war. Macht es dir was aus, dabei zu sein? Mir wäre es recht, noch jemand hört ihr zu.«

»Na klar.«

Gemeinsam gingen sie in sein Büro zurück. »Ich habe Sergeant Dunn dazugebeten«, wandte sich Decker an Mrs. Hesse. »Sie ist die Partnerin von Scott Oliver, der gestern Nachmittag bei Ihnen zu Hause war.«

»Es tut mir sehr leid, von Ihrem Verlust zu hören, Mrs. Hesse«, kondolierte Marge.

Ihr Gesicht war immer noch tränennass. »Gestern … war viel Polizei im Haus«, sagte sie.

»Detective Oliver war in Zivil. Ich weiß nicht mehr genau, was er gestern anhatte. Er ist so Mitte fünfzig –«

»Ah, der«, sagte sie und trocknete ihre Tränen, »ich erinnere mich an ihn. Erstaunlicherweise … alles ist immer noch so verschwommen … ein Alptraum.«

Decker nickte.

»Wann wache ich daraus nur auf …« Sie presste die Lippen zusammen. »Es *bringt mich um*.« Wieder kullerten die Tränen, schneller, als sie sie wegwischen konnte. »Sie können für mich herausfinden, was da wirklich passiert ist.«

»Gut.« Decker schwieg einen Moment. »Erklären Sie mir bitte, was Ihnen an dem Tod Ihres Sohnes unglaubwürdig vorkommt.«

Dicke Tränen fielen auf ihre gefalteten Hände. »Gregory hat sich nicht selbst *erschossen*. Er hat noch nie in seinem Leben eine Waffe benutzt! Er hasste sie! Unsere ganze Familie verabscheut jegliche Gewalt!«

Decker zückte einen Notizblock. »Erzählen Sie mir von Ihrem Jungen.«

»Er war nicht *selbstmordgefährdet*. Er war auch nicht *lebensmüde*. Gregory hatte Freunde, er war ein guter Schüler. Er hatte viele Interessen. Er hat nicht mal im Entferntesten auf einen Selbstmord angespielt.«

»Hatte er sich irgendwie verändert in den letzten Monaten?«

»Nein.«

»Vielleicht war er öfters mal schlechter gelaunt?«, deutete Marge an.

»Nein!« Sie klang entschieden.

»Schlief er mehr als sonst?«, fragte Decker. »Aß er mehr? Aß er weniger?«

Wendys Seufzer brachte ihre Verbitterung zum Ausdruck. »Er war wie immer … nachdenklich … er konnte auch sehr ruhig sein. Aber ruhig bedeutet nicht lebensmüde, wissen Sie.«

»Natürlich nicht«, sagte Decker. »Es tut mir leid, Sie das fragen zu müssen, Mrs. Hesse, aber wie sieht es aus mit Drogenmissbrauch?«

»Niemals!«

»Erzählen Sie mir etwas über Gregorys Interessen. Nahm er an Aktivitäten außerhalb des Unterrichts teil?«

Sie war verdattert. »Äh … ich weiß, dass er in den Debattierklub wollte.« Schweigen. »Er hat sich sehr bemüht. Sie meinten, er solle es im nächsten Jahr noch mal versuchen, wenn es mehr freie Plätze gäbe.«

Was hieß, dass er nicht gut genug gewesen war. »Und außerdem?«, fragte Decker.

»Er war im Matheklub. In Mathe stach er alle aus.«

»Was machte er am Wochenende?«

»Da war er mit seinen Freunden zusammen. Er ging ins Kino. Er lernte. Er hatte sich viel aufgeladen, auch einen AP-Kurs, um bereits Punkte fürs College zu sammeln.«

»Erzählen Sie mir von seinen Freunden.«

»Gregory zählte vielleicht nicht zu den angesagten Kids.« Um das Wort *angesagt* herum malte sie Anführungszeichen in die Luft. Dann kreuzte sie die Arme vor ihrem üppigen Busen. »Aber ganz bestimmt war er auch kein Außenseiter.«

»Da bin ich mir sicher. Was ist mit seinen Freunden?«

»Seine Freunde waren … er kam mit jedem gut aus … Gregory war so.«

»Könnten Sie etwas genauer werden? Hatte er einen besten Freund?«

»Joey Reinhart. Die beiden sind seit der Grundschule befreundet.«

»Noch andere?«, fragte Marge.

»Er hatte Freunde«, wiederholte Mrs. Hesse.

Decker versuchte es mit einer anderen Herangehensweise. »Wenn Gregory in eine Highschool-Kategorie passen müsste, wie würde die lauten?«

»Was meinen Sie damit?«

»Sie haben die sogenannten angesagten Kids erwähnt. Es gibt noch andere Cliquen: Sportcracks, Skater, Kiffer, Nerds, Rebellen, Intelligenzbestien, Philosophen, Jazzmusiker, Goth-Fans, Vampire, Außenseiter, Künstler …« Decker zuckte mit den Achseln.

Der Mund der Frau war nur noch eine schmale Linie. Schließlich sagte sie: »Gregory hatte alle möglichen Freunde. Einige hatten ein paar Probleme.«

»Welche Art von Problemen?«

»Sie kennen das.«

»Bei uns heißen diese Probleme Sex, Drogen oder Alkohol«, sagte Marge.

»Nein, nichts davon.« Wendy knetete ihre Finger. »Einige seiner Freunde waren in ihrer Entwicklung etwas hinterher. Ein Junge, Kevin Stanger … sie haben ihn so übel schikaniert, dass er auf eine Privatschule gewechselt ist.«

»Wurde er gemobbt?«, fragte Decker. »Und mit mobben meine ich: körperlich unter Druck gesetzt.«

»Ich weiß nur, dass er versetzt wurde.«

»Wann war das?«, fragte Marge.

»Ungefähr vor sechs Monaten.« Die Frau schlug die Augen nieder. »Aber Gregory betraf das nicht. Keinesfalls. Wäre Gregory schikaniert worden, hätte ich davon gewusst. Und ich hätte etwas dagegen unternommen. Darauf können Sie sich verlassen.«

Und genau deshalb hatte Gregory ihr möglicherweise nichts davon erzählt. »Er kam nie mit unerklärlichen Beulen oder blauen Flecken nach Hause?«, hakte Decker nach.

»Nein! Warum glauben Sie mir nicht?«

»Ich glaube Ihnen ja, Mrs. Hesse«, sagte Decker, »aber bestimmte Fragen muss ich Ihnen einfach stellen. Sie wollen doch eine fachgemäße Ermittlung, oder?«

Die Frau schwieg dazu und sagte dann: »Sie können mich Wendy nennen.«

»Was immer Ihnen lieber ist«, sagte Decker.

»Gab es Freundinnen in seinem Leben?«, fragte Marge.

»Ich weiß von keiner.«

»Ging er am Wochenende aus?«

»Meistens gingen er und seine Freunde zu einem von ihnen nach Hause. Joey ist der Einzige, der alt genug fürs Autofahren ist.« Wendys Augen füllten sich erneut mit Tränen.

»Meiner wird das nie werden.« Unmittelbare Schluchzer. Decker und Marge warteten ab, bis die unglückliche Frau wieder in der Lage war zu sprechen. »Ein paarmal« – sie wischte sich über die Augen – »als ich ihn abgeholt habe … waren da auch ein paar Mädchen. Ich habe Gregory nach ihnen gefragt. Er meinte, das seien Tinas Freundinnen.«

»Wer ist Tina?«, fragte Marge.

»Oh … entschuldigen Sie. Tina ist Joeys kleine Schwester. Sie und Frank, mein jüngerer Sohn … sind in der gleichen Klassenstufe.«

»Gingen Joey und Gregory auf dieselbe Schule?«

»Bell and Wakefield. In Lauffner Ranch.«

»Ist mir bekannt«, sagte Decker.

Bell and Wakefield war *die* exklusive private Highschool des North Valley, verteilt auf acht Hektar Land mit einem supermodernen Football-Spielfeld und einer Basketball-Halle, einem Filmstudio und einem Computerraum, der NASA-Niveau hatte. Die Schule legte Wert auf Sportunterricht, Darstellungskunst und Wissenschaft, in dieser Reihenfolge. Viele Sportprofis und Schauspieler wohnten in der Gegend, und »B and W« war der natürliche Aufbewahrungsort für deren Kinder. »Ungefähr tausendfünfhundert Schüler, stimmt's?«

»Genau weiß ich das nicht, aber es ist eine große Schule«, sagte Wendy. »Viel Raum zum Atmen, um deinen eigenen Platz zu finden.«

Und wenn du deinen Platz nicht findest, ist da jede Menge Raum, in dem du dich verlaufen kannst, dachte Decker.

»Joey sieht irgendwie ein bisschen dümmlich aus«, sagte Wendy. »Bei eins fünfundsiebzig Größe wiegt er bloß fünfundvierzig Kilo. Er hat eine riesige Brille und abstehende Ohren. Ich sage das nicht aus Bosheit, nur um Ihnen klarzumachen, dass es dort viele andere Kinder gab, die vor Gregory schikaniert worden wären.«

»Haben Sie ein Foto von ihm?«, fragte Decker.

Wendy kramte in ihrer Handtasche und fand Gregorys Grundschul-Abschluss-Foto. Man sah einen Jungen mit Milchgesicht, blauen Augen und rosa Pausbacken. Die Pubertät lag noch Lichtjahre entfernt, und die Highschool war zu solchen Jungs nie besonders freundlich.

»Darf ich das Foto behalten?«, fragte Decker.

Wendy nickte.

Er klappte seinen Notizblock zu. »Wendy, was wünschen Sie sich, dass ich für Ihren Sohn tue?«

»Finden Sie heraus, was meinem Jungen wirklich zugestoßen ist.« Noch mehr Tränen.

»Die Gerichtsmedizin hat den Tod Ihres Sohnes als Selbstmord eingestuft«, sagte Decker.

»Dann irrt sich der Gerichtsmediziner«, widersprach Wendy resolut. »Mein Sohn hat nicht Selbstmord begangen.«

»Könnte es ein Unfall gewesen sein?«

»Nein«, beharrte Wendy. »Gregory hasste Waffen.«

»Wie also ist er Ihrer Meinung nach gestorben?«, fragte Marge.

Wendy starrte die beiden Detectives an und knetete dabei ihre Finger. Die Frage beantwortete sie nicht.

»Wenn es kein Unfall mit Todesfolge durch eigene Hand war, auch kein vorsätzlicher Selbstmord, dann bleibt nur noch ein Tötungsdelikt – fahrlässig oder vorsätzlich.«

Wendy biss sich auf die Lippe und nickte.

»Sie glauben, jemand hat Ihren Sohn ermordet?«

Es dauerte einen Moment, bis Wendy etwas sagen konnte. »Ja.«

Decker versuchte, sich so einfühlsam wie möglich zu verhalten. »Warum?«

»Weil ich *weiß*, dass er sich nicht selbst erschossen hat.«

»Also hat Ihrer Meinung nach die Gerichtsmedizin etwas

übersehen, oder …« Wendy blieb stumm. »Ich habe kein Problem damit, zur Schule zu fahren und dort mit einigen von Gregorys Freunden und Klassenkameraden zu reden«, sagte Decker. »Aber die Gerichtsmedizinerin wird ihre Einschätzung nicht ändern, solange wir nicht etwas Außergewöhnliches herausfinden. Etwas, das einen Selbstmord undenkbar erscheinen lässt. Normalerweise kommt die Gerichtsmedizin zu uns, weil er oder sie einen Verdacht hat auf Fremdeinwirkung.«

»Selbst wenn es das war … was Sie sagen.« Wendy wischte sich wieder mit den Fingern über die Augen. »Selbst dann habe ich … keine Ahnung … was da vorgefallen ist.« Noch mehr Tränen. »Falls er es getan hat … dann weiß ich nicht, warum. Nicht den Hauch einer Spur! So dämlich konnte ich doch gar nicht sein.«

»Es hat nichts mit Verstand zu tun –«

»Haben Sie Kinder, Sir?«

»Ja.«

»Und Sie, Detective?« Sie drehte sich zu Marge um.

»Eine Tochter.«

»Was wäre, wenn einer von Ihnen beiden eines Tages plötzlich nach Hause kommt … und Sie entdecken, dass Ihr Kind … Selbstmord begangen hat?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Decker.

Marge schossen Tränen in die Augen. »Nicht auszudenken.«

»Dann sagen Sie mir jetzt«, fuhr Wendy fort, »wie Sie sich fühlen würden, wenn Sie wüssten, dass Ihr Kind absolut keinen Grund hätte, so etwas zu tun? Er war nicht lebensmüde, er war nicht launisch, er nahm keine Drogen, er trank keinen Alkohol, er war kein Einzelgänger, er hatte Freunde, und er hatte noch nie eine Waffe in der Hand gehabt. Ich weiß nicht mal, wie die Waffe überhaupt in seine Hände gelangt sein könnte!« Sie brach schluchzend zusammen.

Decker ließ sie sich ausweinen und reichte ihr nur eine Schachtel Kleenex.

»Was erwarten Sie von uns, Mrs. Hesse?«

»Wen…dy.« Sie antwortete zwischen zwei Schluchzern. »Finden Sie heraus, was passiert ist.« Sie sah sie flehentlich an. »Ich weiß, das gehört wahrscheinlich nicht zur Aufgabe der Polizei, aber ich weiß nicht, bei wem ich sonst Hilfe suchen soll.«

Stille.

»Und wenn ich einen Privatdetektiv engagiere? Vielleicht kann er ja wenigstens ermitteln, woher Gregory die Waffe hatte.«

»Wo ist die Waffe jetzt?«, fragte Decker.

»Die Polizei hat sie mitgenommen«, sagte Wendy.

»Dann sollte sie in der Asservatenkammer sein«, meinte Marge. »Sie steht auch in den Akten.«

»Dann holen wir sie uns und finden heraus, woher sie stammt.« Er widmete sich wieder Wendy. »Lassen Sie mich mit der Waffe beginnen, und von da aus machen wir weiter.«

»Danke!« Eine neue Runde Tränen kullerte aus Wendys Augen. »Danke, dass Sie mir glauben … oder wenigstens über das nachdenken, was ich Ihnen erzähle.«

»Dafür sind wir da.«

Decker pflichtete ihr mit einem Nicken bei. Die Frau befand sich vermutlich gerade in einer Phase massiven Nichtwahrhabenwollens. Aber manchmal, sogar in Situationen wie diesen, kannten Eltern ihre Kinder wirklich besser als jeder andere sonst.

3

Decker saß auf dem Sofa im Wohnzimmer, öffnete eine Dose Dad's Root Beer und aalte sich in der wärmenden Anwesenheit seiner Frau und der Erinnerung an den Geschmack von Sülze. »Danke fürs Holen meines Abendessens.«

»Hätten wir gewusst, dass du so früh nach Hause kommst, hätten wir im Deli auf dich gewartet.«

»Passt wunderbar.« Er nahm Rinas Hand. Vor dem Essen hatte er erst mal geduscht und seinen Anzug gegen Sweatshirt und Jogginghose getauscht. »Wo ist der Junge?«

»Üben.«

»Wie läuft's bei ihm?«

»Scheint alles in Ordnung zu sein. Wusstest du, dass Terry ihn kontaktiert hat?«

»Nein, aber das war ja praktisch vorprogrammiert. Wann denn?«

»Vor ungefähr einer Woche.« Rina fasste ihre Unterhaltung mit Gabe kurz zusammen. »Es hat ihn offensichtlich durcheinandergebracht. Beim Abendessen heute stand er richtig neben sich. Immer wenn er sich unwohl fühlt, redet er über seine anstehenden Vorspielwettbewerbe. Paradoxerweise scheinen ihn die Wettbewerbe zu beruhigen. Die Miete für den Flügel ist jedenfalls viel billiger als eine Therapie.«

Der Stutzflügel stand in der Garage – der einzige Ort, der genug Platz bot. Gabe teilte sich seinen Übungsraum mit

Deckers Porsche, Werkbank und Gerätschaften und Rinas Garten- und Pflanztisch. Sie hatten den Raum schalldicht dämmen lassen, weil der Junge zu den merkwürdigsten Zeiten übte. Aber seit er zu Hause unterrichtet wurde und praktisch mit der Highschool fertig war, ließen sie ihn in seinem eigenen Rhythmus schalten und walten. Mit nicht mal sechzehn war er bereits am Juilliard College angenommen und hatte es auf die Liste der frühen Zulassungen in Harvard geschafft. Selbst wenn die Deckers seine gesetzlichen Vormünder wären, hätten sie wahrhaftig keinerlei Bedarf mehr an Orientierungshilfe ihrerseits gesehen. Ab jetzt versorgten sie ihn nur noch mit Essen, einem sicheren Dach über dem Kopf und ein bisschen Gesellschaft.

»Erzähl mir von deinem Tag«, sagte Rina.

»Das Übliche, bis auf die letzte halbe Stunde.« Decker berichtete Rina von seinem verwirrenden Gespräch mit Wendy Hesse.

»Die arme Frau.«

»Sie muss wirklich sehr leiden, wenn ihr ein Mord lieber wäre als ein Selbstmord.«

»Lautet so der Beschluss der Gerichtsmedizin? Selbstmord?«

Decker nickte.

»Also dann … sie will es nicht wahrhaben.«

»Stimmt. Normalerweise gibt es verdächtige Anzeichen, aber die Eltern schauen weg. Ehrlicherweise bin ich davon überzeugt, dass Wendy wie vor den Kopf geschlagen ist.« Er strich seinen Bart glatt. »Weißt du noch, als wir uns gerade kennengelernt hatten und du darauf bestanden hast, die Jungs auf die jüdische Ganztagsschule zu schicken, da hielt ich dich für total bescheuert. Angesichts dieser Schulgebühren hätten wir sie auch zur Lawrence oder eben zur Bell and Wakefield schicken können, und nicht auf eine Schule, die in einem ein-

stöckigen, baufälligen Gebäude untergebracht war, in dem es weder eine Bibliothek noch einen Computerraum gab.«

Rina lächelte. »Der Meinung wären viele gewesen.«

»Aber ich muss sagen, dass die meisten Kids, die wir dort antreffen, nett sind. Klar, ich lerne beruflich nur die schlimmsten aller Teenager der Privatschulen kennen, trotzdem glaube ich tatsächlich, dass diese Institutionen nicht gerade gesunde Gesinnungen hervorbringen. Unterm Strich hast du genau das Richtige getan.«

»An unserer Schule geht es menschlich zu, wenn auch etwas planlos, und die Mittel sind äußerst knapp. Danke, dass du das mal gesagt hast.«

Decker lehnte sich zurück. »Hast du heute eins der Kinder gesprochen?«

»Selbstverständlich. Die Jungs sind beschäftigt wie immer. Mit Hannah habe ich heute Morgen geskypt. Sie war gerade dabei, schlafen zu gehen. Wahrscheinlich ist sie in ein paar Stunden wieder wach.«

»Ich vermisse sie.« Decker sah traurig aus. »Vielleicht rufe ich Cindy an. Mal sehen, was sie vorhat.«

Rina lächelte. »Die Enkelkinder sind immer das Gegengift für deine Plagen.«

»Hast du Lust, sie zu besuchen?«

»Du solltest Cindy vorher fragen.«

»Ja, das muss ich wohl.« Decker erledigte den Anruf und legte grinsend auf. »Sie meinte, kommt vorbei.«

»Dann lass uns aufbrechen.«

»Was ist mit Gabe?«

»Ich gebe ihm Bescheid«, sagte Rina. »Er mag Cindy und Koby, aber ich habe das Gefühl, er wird nicht mitkommen. Er stand heute wirklich neben sich. Vielleicht hängt es mit seiner Mutter zusammen. Wie auch immer, wenn er so drauf ist, zieht er sich in sein Schneckenhaus zurück.«

Decker ließ ihre Worte auf sich wirken. »Soll ich mit ihm reden?«

»Er wird dir nur sagen, dass alles in Ordnung ist.«

»Niemand möchte, dass er sich bei uns als ein Fremdkörper empfindet«, sagte Decker. »Aber ich tue auch nicht viel dafür, dass er meinen könnte, er gehöre zur Familie. Ich würde mich wirklich schuldig fühlen, wenn ich eines Tages nach Hause käme und ihn in demselben Zustand wie Gregory Hesse vorfände.«

Rina nickte. »Ich glaube, seine Musik war und ist seine Rettung.«

»Reicht das aus?«

»Keine Ahnung. Ich kann dir dazu nur sagen, dass er gut funktioniert. Er nimmt zweimal die Woche den Bus zu seinen Unterrichtsstunden an der USC, er hat sämtliche College-Bewerbungen alleine erledigt, obwohl ich ihm meine Hilfe angeboten habe, er hat seine Vorstellungsgespräche und die Einladungen zum Vorspielen alleine durchgezogen, obwohl ich bereit war, ihn zu begleiten, und er hat alle Flüge und Hotelzimmer alleine gebucht, obwohl ich das für ihn erledigen wollte. Er hat einen sicheren Platz in Harvard und an der Juilliard. Meinem Eindruck nach würde er wohl kaum seine Zukunft planen, wenn er der Meinung wäre, keine zu haben.« Rina überlegte einen Augenblick. »Wenn du ihm eine Freude machen willst, fahr mit ihm Auto. Das findet er total spannend.«

»Gut, dann merke ich mir den Sonntag vor.«

»Deinen Porsche bewundert er sehr.«

»Oha, wir wollen es mal mit den Nettigkeiten nicht zu weit treiben. Einfühlsam und verständnisvoll zu sein ist eine Sache. Der Porsche ist eine ganz andere.«

Das Coffee Bean lag etwa dreieinhalb Kilometer weit weg von dem Starbucks, in dem Gabe Dylan und seinen Anhängern begegnet war, also hoffentlich außerhalb ihres Operationsradius. Eigentlich erwartete er eher nicht, morgens um sechs irgendjemanden zu treffen. Das Café war leer, alles bestens. Er suchte sich einen mit Leder gepolsterten Stuhl aus, nachdem er sich einen Bagel, einen großen Kaffee und die *New York Times* gekauft hatte. Als er noch im Osten gewohnt hatte, war er immer auf die *Post* scharf gewesen. Es fühlte sich komisch an, dieses intellektuelle Blatt zu lesen, wo er sich doch eigentlich nur »Schräg, aber wahr« oder »Die Seite Sechs« zu Gemüte führen wollte, um herauszufinden, wer gerade wen bumste.

Das Café war etwa fünfzehn Minuten entfernt von seiner Bushaltestelle zur USC. Dienstags und donnerstags fanden seine Unterrichtsstunden mit Nicholas Mark statt, und obwohl sein Treffen mit dem Lehrer erst um elf war, hatte er beschlossen, den Tag als Frühaufsteher zu beginnen. Er hatte letzte Nacht unruhig geschlafen. Mit der Stimme seiner Mutter im Kopf, die sich dort herumtrieb …

Er schmierte sich dick Frischkäse auf den Bagel und begann die Zeitung durchzublättern, deren Nachrichten noch deprimierender waren als sein momentanes Leben. Ein paar Minuten später fühlte er sich beobachtet und blickte auf.

Ein junges Mädchen in der Uniform der jüdischen Schule. Keine große Überraschung, da sich die Schule nur zwei Minuten zu Fuß von hier befand. Sie musste Schalldämpfer an den Füßen haben, denn er hatte nichts gehört, bis sie sich quasi über ihn gebeugt hatte, ihren Rucksack wie eine Panzerung fest im Arm.

Ihr Lächeln wirkte scheu. »Hi.«

»Hi«, antwortete er. Auf den zweiten Blick erkannte er, dass sie vermutlich älter war, als er zuerst gedacht hatte. Sie hatte einen mokkafarbenen Teint, ein schmales, spitzes Kinn, volle

Lippen und große schwarze Kulleraugen, abgerundet durch sorgsam geschwungene und in Form gebrachte schwarze Augenbrauen. Ihr Haar war ebenso dunkel, sehr lang und zu einem Pferdeschwanz zurückgebunden. Genau genommen war sie richtig hübsch, obwohl ihr Körper nicht viel hergab – zwei Kugeln Eis als Brüste und auch sonst keine Kurven in Sicht. »Brauchst du was?«

»Stört's dich, wenn ich mich hier hinsetze?«

Er war der einzige Gast weit und breit, aber er zuckte nur mit den Achseln. »Nein, tu dir keinen Zwang an.«

Doch sie setzte sich nicht hin. »Ich hab dich letztes Jahr bei der Abschlussfeier spielen hören«, sagte sie. »Meine ältere Schwester war in Hannahs Klasse. Du warst …« Sie drückte ihren Rucksack noch fester gegen ihre Brust. »Einfach … fantastisch!«

»Vielen Dank«, sagte Gabe.

»Ehrlich, es war wie …«

Sie brachte den Satz nicht zu Ende. Daraufhin: Schweigen. Das Ganze war seltsam.

»Danke, echt, vielen Dank.« Gabe griff nach seinem Kaffeebecher, nahm einen Schluck und widmete sich wieder seiner Zeitung.

»Magst du Oper?«, platzte es aus ihr heraus.

Gabe legte die Zeitung nieder. »Ja, doch, ich mag Oper, ja.«

»Wirklich?« Sie riss die Augen weit auf. »Das ist super. Dann werden die hier wenigstens nicht verfallen.« Sie stellte ihren Rucksack ab und begann darin herumzukramen, bis sie das Gesuchte gefunden hatte – einen Umschlag. Sie streckte ihn ihm entgegen. »Hier, für dich.«

Er sah sie eine Weile an, dann nahm er den Umschlag und öffnete ihn. Eintrittskarten für *La Traviata* an diesem Sonntag im Music Center. Erste Reihe, Loge. »Das sind gute Plätze.«

»Ich weiß. Sie haben mich viel Geld gekostet. Alyssa Danielli

singt die Violetta. Sie ist wunderbar, also bin ich mir sicher, es wird wundervoll werden.«

»Und warum gehst du dann nicht hin?«

»Ich wollte mit meiner Schwester gehen, aber sie hat mich abserviert. Gegen eine Pool-Party bei diesem Michael Shoomer konnte ich nicht gewinnen.«

»Und warum nimmst du nicht jemand anderes mit?«

»Keiner in meinem Alter verbringt freiwillig einen Sonntagnachmittag in der Oper.«

»Was ist mit deiner Mutter?«

»Sie hat zu tun, und außerdem interessiert sie sich nicht dafür. Meine Schwester wollte überhaupt nur deshalb mitkommen, weil ich ihr versprochen hab, ihr Zimmer aufzuräumen. Schätzungsweise muss ich das wohl jetzt nicht mehr machen.« Sie wirkte gekränkt. »Dann nimmst besser du die Karten. Zusammen mit deiner Freundin.«

»Ich hab keine Freundin.«

»Dann frag eben einen Freund.«

»Ich hab keine Freunde. Aber … ich nehm bestimmt eine Karte, wenn du sie sonst wegwirfst. Bist du ganz sicher?«

»Hundert Prozent.«

»Dann vielen, vielen Dank.« Er reichte ihr den Umschlag mit der einzelnen Karte.

»Gern geschehen.« Sie stieß einen tiefen Seufzer aus.

Gabe versuchte, sich ein Lächeln zu verkneifen. »Würdest du gerne mit mir hingehen?«

Das Mädchen wurde ganz aufgeregt. »Hast du ein Auto?«

»Nein, ich bin erst fünfzehn. Aber wir können den Bus nehmen.«

Sie sah ihn entsetzt an. »Einen Bus?«

»Ja, einen Bus. Damit bewegen sich Leute fort, die kein Auto zur Verfügung haben.« Sie wurde rot, und Gabe zeigte auf einen Stuhl. »Warum setzt du dich nicht erst mal? Ich krieg

noch Nackenschmerzen, wenn ich immer zu dir raufschauen muss … auch wenn's nicht sehr hoch ist.«

»Schon klar, ich bin ein Zwerg, weiß ich.« Sie setzte sich, sah sich um und sprach leise, als planten sie eine Verschwörung. »Weißt du denn, wie man mit dem Bus zum Music Center kommt?«

»Weiß ich.«

»Wo findet man einen Bus?«

»An der Bushaltestelle.«

Sie kaute auf ihrer Lippe herum. »Du hältst mich sicher für bescheuert.«

»Nein, aber vermutlich bist du ein Schoßhündchen, das sein Leben lang durch die Gegend kutschiert wurde.«

Anstatt beleidigt zu sein, nickte sie. »Überall hinkutschiert, nur nicht dahin, wo ich will.« Sie seufzte. »Ich liebe Alyssa Danielli. Ihre Stimme ist so … rein.«

Gabe rutschte auf seinem Stuhl zurück und sah sie nun wertschätzend an. Er bewunderte jede Form von Passion, aber die für klassische Musik war eine, die er nachempfinden konnte. »Wenn du so unbedingt in die Oper gehen willst, dann geh doch einfach.«

»So einfach ist das nicht.«

»Warum nicht?«

»Du verstehst die persische Kultur nicht.«

»Gibt es etwas in den persischen Genen, warum sie *keine* Oper mögen?«

»Mein Vater will, dass ich Ärztin werde.«

»Ich bin sicher, es gibt Ärzte, die Opernfans sind.« Er biss von seinem Bagel ab. »Möchtest du einen Kaffee oder so?«

»Ich hol mir was.« Sie stapfte davon, ließ aber ihren Rucksack liegen. Ein paar Minuten später kam sie mit irgendetwas Schaumigem zurück. Ihre Stirn glänzte vor Schweiß. »Langsam füllt es sich hier.«

»Das ist gut, so bleibt der Laden wenigstens geöffnet.«

»Ich mein ja nur …« Sie blickte kurz auf die Uhr und nippte an ihrem Kaffee. »Ist Busfahren gefährlich?«

»Ganz früh morgens würde ich nicht damit fahren, aber es handelt sich ja um eine Matinee.« Gabe rieb sich den Nacken. »Wenn du weiter mit mir sprechen willst, würdest du dich dann bitte hinsetzen?«

Sie setzte sich.

»Hör mal … wie auch immer du heißt«, sagte Gabe. »Soll ich dir den Weg mit dem Bus beschreiben? Wenn du an der Bushaltestelle bist, gehen wir gemeinsam hin. Wenn nicht, kauf ich dir eine CD und schreibe eine Konzertkritik für dich.«

Sie seufzte. »Vielleicht können wir ja ein Taxi nehmen.«

»Ein Taxi kostet ungefähr zwanzigmal so viel.«

»Ich bezahl das.«

Gabe starrte sie an. Wer *war* sie? »Ich will hier keinen auf arm machen. *Ich* bezahl das Taxi, wenn du tatsächlich auftauchst. Ansonsten fahr ich mit dem Bus.«

»Oder wir machen es so?«, fragte sie. »Du bezahlst das Taxi, wenn ich komme, und wenn ich nicht komme, geb ich dir das Geld zurück.«

Gabe schüttelte den Kopf. »Das ist ganz schön kompliziert.«

»*Bitte*«, beschwor sie ihn.

»Na gut.« Er verdrehte die Augen. »Du gibst mir das Taxigeld zurück, wenn du das verpennst … was blödsinnig ist, weil ich dich sowieso zu Hause abholen muss, und bis dahin solltest du ja wissen, ob du mitkommst oder nicht.«

Ihre großen Augen wurden noch größer. »Du kannst mich nicht *zu Hause* abholen. Ich treff dich ein paar Straßen davon entfernt.«

»Aha.« Gabe hatte es kapiert. »Du hintergehst deine Eltern.«

»So ähnlich.«

»Jesses, du willst doch nicht zu einer Techno-Party, sondern

nur in eine Oper.« Als sie dazu nichts sagte, fuhr er fort: »Es geht gar nicht nur um die Oper; es geht darum, dass du mit mir in die Oper gehst. Weil ich kein Jude bin.«

Sie starrte ihn an. »Du bist *kein* Jude?«

»Nö, ich bin katholisch.«

»Oh Gott. Mein Dad würde mich umbringen, nur weil ich mit einem weißen Jungen ausgehe.« Sie beugte sich vor und sagte leise: »Warum warst du dann auf einer jüdischen Schule, wenn du kein Jude bist?«

»Komplizierte Geschichte.« Er dachte einen Moment lang nach. »Das Ganze ist keine gute Idee. Ich will nicht dafür verantwortlich sein, dass du Schwierigkeiten bekommst. Möchtest du die Karte zurückhaben?«

»Nein, natürlich nicht. Wenn du sie nicht benutzt, verfällt sie bloß.« Wieder atmete sie tief durch. »Schließlich gehen wir ja nur in die Oper, oder?«

»Genau, in die Oper. Das ist keine richtige Verabredung.« Er inspizierte ihr Gesicht. »Wie alt bist du?«

»Vierzehn.«

»Du siehst aus wie zehn.«

»Vielen herzlichen Dank«, giftete sie ihn an. Offenbar hatte sie das schon öfter gehört.

»Du siehst jung aus, aber du bist sehr hübsch.« Gabe sagte das, um sie zu besänftigen, aber er meinte es tatsächlich auch so. »Ich mach Folgendes. Ich geb dir meine Handynummer, und du rufst mich an oder schreibst mir eine SMS, wenn du kommen kannst.« Er wartete einen Augenblick. »Du hast doch ein Handy, oder?«

»Logisch.«

»Also haben Perser Handys –«

»Ha, ha, ha.«

»Schreib dir meine Nummer auf. Weißt du, wie ich heiße?«

»Gabriel Whitman.«

»Sehr gut.« Er gab dem Mädchen seine Nummer. »Und jetzt schreib ich mir deine Nummer auf. Aber davor brauche ich deinen Namen.«

»Yasmine Nourmand.« Ausgesprochen klang es wie Jazzmiin. Sie buchstabierte ihren Namen und gab ihm ihre Nummer.

»Das ist ein sehr exotischer Name. Wie heißt deine ältere Schwester?«

»Ich hab drei ältere Schwestern.«

»Die, die in Hannahs Klasse ging.«

»Sie heißt Sage. Meine anderen Schwestern heißen Rosemary und Daisy. Yasmine ist die hebräische Version von Jasmin.«

»Deine Mom hatte wohl einen Hang zur Botanik.«

Yasmine lächelte und blickte wieder auf die Uhr. »Ich muss los. Der Unterricht fängt um halb acht an.«

»Das weiß ich noch. Warum warst du so früh hier?«

»Manchmal komm ich so früh, um meine CDs anzuhören.« Sie zog sechs Opern aus ihrem Rucksack – zweimal Verdi, zweimal Rossini und zweimal Mozart. »Also, ich liebe meine Eltern wirklich. Und ich liebe meine Schwestern. Sie sind toll und wunderbar und so. Und ich mag auch die normalen Popsachen. Aber manchmal, wenn ich mir meine eigene Musik anhöre – die offenbar sonst niemand mag –, dann bin ich gern allein.«

Ihr Blick schweifte in die Ferne.

»Ich träum davon, mal eine richtige Oper live zu sehen. Und jemand Tolles wie Alyssa Danielli singt.« Sie hob ihren Rucksack hoch. »Danke für das Angebot, mich zu begleiten.«

»Es ist mir ein Vergnügen.«

»Und danke, dass du dich nicht über mich lustig gemacht hast.«

»Na ja, hab ich ja irgendwie schon.«

»Ja, irgendwie schon, stimmt.« Sie winkte ihm zu und war verschwunden.

Er widmete sich wieder seiner Zeitung, wohl wissend, dass in der ganzen Sache der Wurm steckte. Aber durch das Gespräch mit ihr war ihm plötzlich klar geworden, wie einsam er sich fühlte.

Sie hatte einen schlafenden Löwen geweckt.

Mädchen.

4

Autopsieberichte, in denen es um selbst beigebrachte Schusswunden ging, waren immer grausig. Waffen, die aus nächster Nähe abgefeuert wurden, verursachten fürchterliche Schäden. Die Einzelheiten lasen sich noch schwerer, wenn die Opfer so jung waren wie Gregory Hesse. Beim Überfliegen der ausführlichen Polizeiakte und des Berichts des Gerichtsmediziners stach Marge nichts Außergewöhnliches ins Auge. Alle Kennzeichen eines Selbstmordes waren vorhanden: eine einzige Kugel im Kopf, direkte Schmauchspuren an der Schläfe, die Position des Körpers im Zusammenspiel mit der Waffe, Tüpfelung auf der rechten Hand des Jungen. Sie stand von ihrem Schreibtisch auf und klopfte an Deckers offenstehende Tür. »Wolltest du die Akte von Gregory Hesse durchgehen?«

»Ja, das wäre gut.« Er winkte sie in sein Büro. Marge trug einen dünnen braunen Pulli und eine schwarze Hose – was bequemer aussah als Deckers grauer Anzug. Heute hatte er einen schwarzen Rollkragenpullover an, so musste er sich wenigstens keine Krawatte umbinden. Der Captain hatte seinen Aufzug von oben bis unten gemustert und gefragt, ob er plane, nach Hollywood zu gehen. »Gibt es in der Akte etwas, das ich wissen sollte?«

Marge setzte sich und legte die Papierstapel auf Deckers Schreibtisch. »Das meiste liest sich einfach nur deprimierend.«

»Was ist mit der Waffe?«

»Laut Akte handelt es um einen Ruger 357.«

»Ein kompaktes Ding«, sagte Decker.

»Kompakt – egal, was es war, es hat zum gewünschten Ergebnis geführt. Oliver sagte noch, der Ruger sei ein älteres Modell.«

»Wie alt?«

»Das hat er, glaube ich, nicht gesagt. Er holt den Revolver heute irgendwann aus der Asservatenkammer.« Sie machte eine Pause. »Wenn alle Details zu einem Selbstmord passen, was machen wir dann als Nächstes?«

»Tja, ich kann Mrs. Hesse anrufen und ihr berichten, dass es für uns keine Anhaltspunkte für weitere Ermittlungen gibt. Oder ich rufe sie an und sage ihr, dass ich mit einigen von Gregorys Freunden und Lehrern sprechen und versuchen werde, ein paar Hinweise auf ihn zu bekommen.«

Marge nickte.

»Was geht dir durch den Kopf?«, fragte Decker.

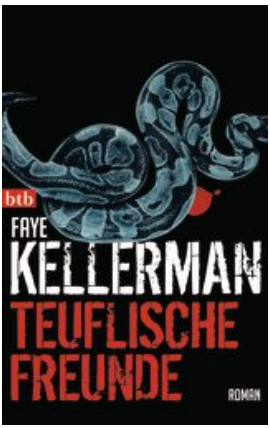
»Mrs. Hesse wohnt in einer Gemeinde, für die wir zuständig sind. Also sind wir im weitesten Sinne ihre Angestellten. Aber ist das wirklich unser Job – eine psychologische Autopsie? Es macht mir nichts aus, daran zu arbeiten, aber ich will nicht in Bereiche vorstoßen, von denen wir wenig Ahnung haben.«

»Ein guter Einwand, also lass es mich mal so sagen: Bei unseren Ermittlungen versuchen wir immer, das Motiv hinter jedem Verbrechen zu ermitteln. Streng genommen ist Selbstmord ein Verbrechen.«

»Ich gehe mal davon aus, dass jedes Verbrechen mit einer Waffe beginnt«, sagte Marge. »Ich frage Oliver, ob er in der Hinsicht schon weitergekommen ist.«

»Könntest du mir auch noch ein paar Telefonnummern besorgen?« Er überflog seine Notizen. »Von Joey Reinhart und Kevin Stanger. Wahrscheinlich findest du die durch einen Anruf an der Bell and Wakefield heraus. Ich möchte mich nicht

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Faye Kellerman

Teuflische Freunde
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-74518-0

btb

Erscheinungstermin: Februar 2013

Zwei Selbstmorde an einer Privatschule – Zufall oder Absicht?

Rina Lazarus und ihr Mann Pete Decker vom LAPD haben Zuwachs bekommen: Seit kurzem haben sie Gabriel, einen fünfzehnjährigen Jungen mit schwieriger Vergangenheit, bei sich aufgenommen. Sie gewöhnen sich gerade an ihre neue Rolle als »Pflegeeltern«, als Pete mit einem besonders verstörenden Fall konfrontiert wird. Zwei Schüler einer renommierten Privatschule haben sich innerhalb kurzer Zeit umgebracht – ein Zufall? Bei seinen Ermittlungen stößt er auf eine Clique reicher Teenager, die auf dem Campus aus Langeweile die anderen Schüler schikanieren. Und Pete und Rina wird plötzlich bewusst, wie wenig sie eigentlich über Gabriel wissen …

Der Titel im Katalog